

Unterhaltungsblatt.

Als Beylage zur Preßburger Zeitung No. 20.

Dienstag, den 14. März 1815.

Todtenfeyer Ifflands.

Die berühmte mimische Schauspielerin, Madame Händel = C. W. üß, auf einer Kunstreise begriffen, hat am 8. Febr. l. J. in dem Schauspielhause zu Breslau eine ihrer pantomimischen Darstellungen gegeben, welche ausnehmenden Beyfall fand. Es ist bekannt, daß diese Künstlerin dem königl. Berliner National = Theater, unter des jüngsthin verstorbenen Ifflands Leitung, durch 9 Jahre angehörte, und mit ihm in dieser Zeit öfters das Rousseauische Melodram Pygmalion aufführte, worin er den Pygmalion, sie die Galathea darstellte, wie beyde auch auf dem großen Gemählde von Graff, das sich jetzt in der königl. Bildersammlung befindet, abgebildet sind. Mit der oben erwähnten Darstellung in Breslau hat nun die Künstlerin eine eben so sinnreich erfundene, als kunstvoll ausgeführte Todtenfeyer für den verewigten Iffland verbunden. Sie erschien als Galathea aus einer Bildsäule zum Leben erwachend. Nachdem die verschiedenen Momente der Belebung und des der Sinne vorüber waren, folgten mehrere kunstreiche Drapperien mit Shawls, unter denen sie jedoch eine schwarze, als der Heiterkeit dieser Szene nicht anpassend, verwarf. Hierauf ergriff die Künstlerin ein Pergamentblatt mit einem Schreibgriffel, und kaum hatte sie, wie zufällig, die Kunst der Schrift dadurch entdeckt, so eilte sie freudig zu einer großen auf einem Altar befindlichen antiken Urne, an welche sie mit diesem Griffel die Worte Pygmalion Iffland schrieb, welche sogleich durch ein Transparent sichtbar wurden. Nunmehr folgte aber dieser ungemein gefällig heitern Szene

eine eben so rührend traurige, denn der jetzt ihren geliebten Pygmalion überall suchenden Galathea erschien der Genius des Todes, der mit schmerzlichen Gebärden erst auf den Boden, dann gen Himmel deutete, und sich, seine Fackel umstürzend, in einer sehr malerischen Stellung an die Urne lehnte. Hierauf erschienen Melpomene (in Purpur,) Thalia (in Himmelblau,) und Terpsichore (rosenfarb gekleidet,) mit ihren Attributen, und langen, von ihren mit Lorbeer bekränzten Häuptionen herabwallenden schwarzen Trauerflöten, legten die Symbole des Trauers und Lustspiels, so wie der Tanzkunst, am Altare nieder, hingen ihre Lorbeerkränze und die tragische und komische Maske über der Urne auf, und gruppirten sich in einer ebenfalls sehr malerischen, trauernden Stellung um sie und den Genius her. Galathea aber ergriff jetzt in dem höchsten Ausdruck eines wahrhaft antik-tragischen Gebärdenspiels, den vorhin von ihr verworfenen schwarzen Schleyer, und sank in ihn verhüllend auf derselben Stelle, wo sie zum Leben erwacht war, als eine liegende, trauernde Statue nieder. Das ganze wirkte zugleich auf die zahlreiche Versammlung der Zuschauer, als höchste Ueberraschung. Die tiefste Rührung sprach sich in den Augen aller Zuschauer aus, und der lauteste Beyfall des vollen Hauses lobnte Madame Schütz, dieses schöne Beyspiel von Huldigung für einen großen Künstler von einer großen Künstlerin.

Züge aus dem Leben Ludwig XVI.

(B e s c h l u ß .)

„Wenige Tage vorher, als ich mich aus dem Ministerium zurückzog, (es ist Herr Bertrand de Moleville, welcher jetzt spricht,) begab sich der Graf Bernard de Martignan, welcher das Seewesen zu Brest kommandirte, und durch zahllose Beleidigungen gezwungen war, sein Kom-

mando abzugeben, mit seiner Familie nach Paris. Dies war im Februar 1792. Er hatte die Absicht, das Königreich zu verlassen, um sich mit den Offizieren seines Korps zu vereinigen, die größtentheils ausgewandert waren. Als ich mich vergebens durch Rath und Ermahnungen bemüht hatte, ihn von seinem Vorsatze abzubringen, theilte ich denselben dem Könige mit, indem ich hinzufügte, wie wichtig in diesem Augenblicke, wo dem Seewesen eine neue Einrichtung bevorstand, der Rath und die Beyhilfe eines so erfahrenen Offiziers sey. Der König fühlte die Nothwendigkeit, und beauftragte mich, alle möglichen Mittel anzuwenden, um diesen Offizier zurückzuhalten, ohne mich jedoch bey der Nationalversammlung zu kompromittiren, welche mir die Ehre erwies, mich mit ihrem bittersten Hasse zu verfolgen. Da meine ferneren Bemühungen bey Herrn von Martigny eben so wenig Erfolg hatten, so entschloß ich mich, ihm einen verschlossenen Brief, in Styl und Form ganz den alten Lettres de cachet (königlichen Geheimbriefen) ähnlich, zustellen zu lassen. Dadurch wurde ihm, unter Strafe des Ungehorsams verboten, Paris ohne weiteren Befehl zu verlassen; er war ein zu treuer Diener des Königs, um diesem Befehl nicht pünktlich Folge zu leisten, und von diesem Augenblicke bis zu dem verhängnißvollen 10. August, (wo die Schweizergarde des Königs unter seinen Augen erwordet wurde, und er sich dann in die Nationalversammlung flüchten mußte,) eilte er bey dem geringsten Anscheine von Gefahr in das Schloß.“

Als der König angeklagt wurde, hatte Herr v. Martigny in dem öffentlichem Anschlag der ihm aufgebürdeten Verbrechen auch die Beschuldigung gelesen, daß er durch Begünstigung der Auswanderung der Seeoffiziere die Marine vernichtet habe. Er schickte daher den obenerwähnten Brief, als den sichersten Beweis der Falschheit jener

Anklage, an Herrn von Malesherbes (den Verteidiger des Königs,) und erbot sich, vor den Schranken der Nationalversammlung alle auf diese Thatsache Bezug nehmende Umstände zu bestätigen. Als der König durch Herrn von Malesherbes von diesem Vorsatze unterrichtet wurde, sagte er: „Ich verbiete Ihnen, und dieß ist wahrscheinlich der letzte Befehl, den ich Ihnen als König geben werde, ich verbiete Ihnen, dieses braven Mannes in meinem Prozesse Erwähnung zu thun; dieß würde ihn in meinen Sturz verwickeln, und mir wahrscheinlich nichts nützen.“ Herr von Malesherbes ersuchte Herrn von Fleurieu, diese Antwort dem Herrn von Martigny zu überbringen.

In den letzten Tagen seines Lebens sagte Ludwig, der mit den Bemühungen seines Verteidigers Tronchet, sehr zufrieden war, zu Herrn von Malesherbes: „Tronchet war, als er meine Verteidigung übernahm, nicht zum Besten für mich gestimmt; jetzt aber glaube ich, daß er mich mit milderer Strenge beurtheile, und ich bin ihm für die Mühe, die er sich gibt, erkenntlich. Ich möchte ihm gerne meine Erkenntlichkeit beweisen; nur weiß ich nicht, auf welche Art dieß geschehen kann. Das nächstes mal, wenn Sie beyde kommen, um Abschied zu nehmen, will ich ihm ein verbindliches Wort sagen.“ — Der Augenblick kam; der König ging Tronchet entgegen, aber die Rührung hemmt ihm die Sprache. „Was befehlen Eure Majestät?“ fragte Tronchet, Ludwig XVI. machte eine Bewegung, ihn in seine Arme zu schließen. Tronchet sinkt auf die Knie. Ludwig hebt ihn auf, und umarmt ihn. „Dieß wollte ich Ihnen sagen“ rief in großer Bewegung der gute Fürst.

Der erzürnte Hahn.

Auf der fürstlich Anton Joseph Battyányischen Herrschaft Mosgó im Schümeger Komitat, hatte die dasige

Kentmeisterin einen Hahn, den sie Markó nannte, so gewöhnet, daß er früh Morgens seine Hühnerheerde verließ und am Fenster so lange klopfte, bis ihm aufgethan wurde, allwo er im Zimmer gewöhnlich frühstückte und eine Weile die Kunde machte, ohne den mindesten Schaden zu verursachen. Einst wollte der Kentschreiber Homelák, ihm um den Hals ein klingendes Spielwerk anhängen, durch dies sehr erzürnt, gab der Hahn dem erwähnten Schreiber auf die Spitze der Nase einen solchen Biß; daß binnen einer halben Stunde ihm das ganze Gesicht aufschwoll. Ein artiges Mädchen Juliarna, nahm eine halbe Maas rothen Weir, mischte einen Eß-Löffel voll Rindschmalz darein, wärmte ihn in einem Geschirre, machte einen Umschlag und vertrieb in kurzer Zeit die gefährliche Geschwulst; welche Kur des Mädchens, der später gekommene Wundarzt für sehr zweckmäßig erklärte. — Wir führen dieß bloß an, um zu zeigen, wie gefährlich es sey, die Thiere zum bestigen Borne zu reizen. Unsere Leser werden sich erinnern, in einem unserer Unterhaltungsblätter der vorigen Jahre gelesen zu haben, daß durch den Biß eines sehr erzürnten Hahnes, die Wasserscheu entstanden war.

Das Gift Aqua Tofana.

Die Kender'sche (in Kopenhagen erscheinende) Zeitung enthält Folgendes über das bekannte Gift Aqua Tofana. Es ist von einer Frau in Neapel erfunden, wird aber jetzt nicht mehr dort, sondern in Perugia zubereitet. Die Erfahrung zeigt, daß dieß Gift mit Zuverlässigkeit in kürzerer oder langsamerer Zeit wirkt, je nachdem man sie bestimmt. Es sieht aus wie klares Wasser, und hat weder Geruch noch Geschmack. Ein Eß-Löffel voll ist hinreichend, einer ganzen Flasche voll Wein seine tödliche Eigenschaft zu geben. Lange war man über seine Bestand-

theile ungewiß, doch wiederholte Versuche haben die Aerzte überzeugt, daß es aus arsenikalischen Theilen zubereitet ist. Arsenik ist eine brennende Materie, welche Geschwülste in den Eingeweiden erzeugt. Hieraus entstehet eine Abzehrung, die den Kranken ins Grab stürzt. Folgende Anekdote wird als Beweis der verschiedenen Wirkung dieses Gifts angeführt. Ein Kavaler in Rom hielt sich für beleidigt von einem andern, und gab ihm Aqua Tofana. Als dieser es merkte, lud er seinen Mörder unter dem Vorwande zum Frühstück ein, vor seinem nahen Tode Versöhnung mit ihm zu trinken. Er kam, und sie leerten ein Paar Flaschen mit einander. Als der Wein die Herzen eröffnet hatte, fragte der Kranke seinen Gast: hast du mir nicht das langsam tödtende Gift eingegeben? Ich kann es nicht läugnen, erwiederte dieser. — Wie viele Tage habe ich denn noch zu leben übrig? — In vier Wochen sind deine Leiden geendet. — Nun so überlebe ich dich, denn der Wein, den du so eben getrunken hast, tödtet in 24 Stunden.

Ein Abenteuer, das dem Violinspieler Boucher begegnete.

Boucher wurde auf seiner Reise nach London von der Mauth zu Dover mit seinen Geigen angehalten, deren Eingang nur gegen eine bedeutende Abgabe erlaubt ist. Vergebens stellt der Künstler den Hütern des Gesetzes vor, er treibe mit den Instrumenten keinen Handel, und sey so wenig geneigt, sich von diesen Gefährten und Werkzeugen seines Ruhmes zu trennen, daß er vielmehr keinen schmerzlichen Verlust kenne. Man zog kalt die Achseln und berief sich auf den Buchstaben des Gesetzes. Er entschloß sich endlich, seine Instrumente abzuschätzen; er setzt einen äußerst mäßigen Preis, und die Angestellten hielten ihm sogleich 15 Procente mehr, und somit waren

(nach dem Befehle,) die Geigen ihnen. Boucher bat, flüchte, schrie, lärmte. Vergebens. Er bot alle seine Rednertalente auf. Je mehr er sich anstrenzte, seiner Beredsamkeit den Sieg über die gefühllosen Menschen zu gewinnen, desto einsylbiger wurden diese, und kehrten ihm endlich, aller Erörterungen müde, ärgerlich den Rücken. Was war zu thun? Sich an den französischen Gesandten wenden? Dazu gehörte Zeit, und er mußte seine theuren Geigen verlassen. Der Schmerz des lebenden Künstlers ist den Gefühllosen ein Gegenstand des muthwilligen Spottes. Endlich ergreift er in der Verzweiflung noch einmal seine Lieblingsvioline und lockt aus den Saiten zarte, klagende Töne, tiefe Seufzer, wie sie sein Herz preßten. Es kam einige Bewegung in die starren Bildsäulen, die nun wenigstens das Gesicht gegen den Künstler richteten. Es lief viel Volk zusammen, und da Boucher immer lebendiger und feuriger ward, bildete Alles einen Kreis um denselben, und als ihn nicht Jedermann gemächlich sehen und hören konnte, mußte er sich endlich auf die Stufe einer Treppe stellen. Ein Strahl von Hoffnung durchflog seine Seele, und er stimmte das Volkslied: God sawe the king (Gott erhalte den König!) an. Kein britisches Herz bleibt ungerührt bey dieser Melodie des Nationalgesanges. Da er geendiget hatte, reichte der Mauthbeamte ihm bewegt sein Instrument hin, mit einem gefälligen: „Gehen Sie in Gottes Namen weiter! — Wer mag jetzt noch an den Wundern des gepriesenen Orpheus zweifeln?

Der wieder angeheilte Finger.

Der berühmte Wundarzt, Baron Percy, hat dem französischen Institut folgenden merkwürdigen Fall vorgelegt: Ein Zimmermann zu Edimburg hatte sich den Finger rein abgehauen, und ward zu dem Doktor Balfour gebracht. Dieser ließ den Finger, der kalt und bleich

und einem Stück Seife ähnlich sah, in siedendem Weine erwärmen, und ihn dann wieder durch einen leimartigen Verband an die Hand fügen. Der Patient ward angewiesen, wenn sich nicht Fäulniß durch den Geruch verriethe, den Verband nicht anzurühren. Der Erfolg war, daß die getrennten Theile wieder zusammen wuchsen. Derselbe englische Arzt hatte schon eine ähnliche Erfahrung bey einem seiner Söhne, dem ein Finger abgehauen, aber gleich wieder angefügt worden war, gemacht, und diese Entdeckung, wenn sie sich bewährte, könnte in ihren Folgen wohl sehr wichtig werden.

Das Dintensfaß statt der Streusandbüchse.

Solch anmuthige Verwechslung ist wohl oft schon geschehen, doch zu größerem Schrecken wohl Niemanden, als einem Kammerherrn Kaiser Leopolds I.

Der Kaiser schrieb nämlich kurz vor dem Tode Karls II. von Spanien, an seinen Gesandten zu Madrid einen eben so langen als wichtigen Brief, vollendete ihn erst nach Mitternacht, und reichte ihn dann dem diensthabenden Kammerherrn zum Streuen. Dieser, längst schon sanft entschlafen, ermannt sich geschwind, ergreift statt der Streusandbüchse das Dintensfaß, und — hin ist der Brief, besudelt das kaiserliche Zimmer, der Kammerherr eine lebendige Leiche. — Doch Leopold, erwägend, daß schlafen menschlich, mit Dintestreuern verzeihlich sey, strast den, als kai. Kammerherrn, in diesem Augenblicke höchst unglücklichen Menschen nur mit den Worten: „Begrabe dich, Lecker! (das war der gewöhnliche Titel, womit er seinem Zorn Luft machte,) Schaut's, hier steht das Dintensfaß, und hier die Streusandbüchse, heute aber ist's zu spät, einen andern Brief zu schreiben.

Es fragt sich, wie ein Advokat seinen Schreiber in ähnlichem Falle behandelt haben würde? Die Streusandbüchse wenigstens wäre dem Dintenssünder an den Kopf geflogen.